

Handelsblatt.com

05.10.2009

Volkswirtschaftslehre

Das systemische Versagen der Ökonomen

von **Olaf Storbeck**

Schonungslos hat die Finanzkrise eine Reihe von Problemen und Schwächen der modernen Volkswirtschaftslehre offengelegt. In einer neuen Streitschrift bemängeln acht Ökonomen die einseitige Ausrichtung auf die Mikroebene - und fordern eine Neubestimmung ihres Faches.



Die Volkswirtschaftskrise steckt in der Krise. Braucht das Fach ein neues Selbstverständnis? Quelle: Lutz Widmaier

DÜSSELDORF. Die Große Depression war nicht nur ökonomisch eine weltweite Katastrophe, sie war auch ein Desaster für die Volkswirtschaftslehre (VWL). Die bis dahin gängige ökonomische Theorie konnte den Zusammenbruch der Wirtschaft weder erklären noch Auswege aufzeigen. Im Gegenteil - viele Empfehlungen damals tonangebender Volkswirte machten die Misere nur noch schlimmer.

Heute steht die Volkswirtschaftslehre erneut vor einem Scherbenhaufen. Schonungslos hat die Wirtschafts- und Finanzkrise eine Reihe von Problemen und Schwächen der modernen VWL offengelegt. Krisen von der Sorte, wie die Welt sie seit Mitte 2007 erlebt, können Makroökonomien in ihren Standardmodellen nicht abbilden - schon allein weil darin oft gar kein Finanzsektor existiert.

"Die meisten etablierten Modelle bieten keine Anhaltspunkte dafür, wie wir dieses außergewöhnliche Problem analysieren oder damit umgehen sollten", schreibt ein achtköpfiges Ökonomenteam um Thomas Lux von der

Uni Kiel in einer Streitschrift. "In der Stunde der größten wirtschaftlichen Not tappt die Menschheit ohne eine Theorie im Dunkeln. Das ist ein systemisches Versagen der ökonomischen Zunft."

Nach der Krise werden Volkswirte ihr Fach und die Welt mit anderen Augen sehen. Nicht wenigen seiner Berufskollegen, spottete Nobelpreisträger Paul Krugman, würde es intellektuell so ergehen wie den Anlegern, die ihr Vermögen dem Milliardenbetrüger Bernie Madoff anvertraut hatten. Willem Buiter von der London School of Economics haut in die gleiche Kerbe: "Der Großteil der theoretischen Innovationen, die die Mainstream-Makroökonomie seit den 70er-Jahren hervorgebracht hat, war bestenfalls eine selbstreferenzielle Nabelschau."

Eine Kernursache dafür, dass wichtige Teile der VWL so sehr auf Abwege gerieten, ist ein falsches Selbstverständnis des Faches - das zumindest behaupten die Ökonomen um Thomas Lux. Wenn Sie einen studierten Ökonomen nachts um drei aus dem Schlaf holen und ihn fragen, worum es bei der VWL im Kern geht, dann wird er ihnen mit hoher Wahrscheinlichkeit antworten: "Die Ökonomie ist die

Wissenschaft über den Umgang mit Knappheiten, die „Allokation von knappen Ressourcen?“

Dieses Selbstverständnis wird jedem Erstsemester in der Einführungsveranstaltung eingetrichtert. "Die Definition ist kurzsichtig und irreführend", heißt es in der Streitschrift der acht Wissenschaftler. Ökonomie werde reduziert auf die Erforschung optimaler Entscheidungen zu klar definierten Fragestellungen. Dass im Wirtschaftssystem enorm viel Bewegung und gegenseitige Abhängigkeiten stecken, in der realen Wirtschaft also große Unsicherheit herrsche, sei aus dem Blick geraten.

Durch den engen Fokus würden viele wirtschaftliche Phänomene übersehen; so würden zum Beispiel Fragen, in denen es um die Koordination und das Koordinationsversagen verschiedener Akteure gehe, bislang sträflich vernachlässigt. So sei es für einen Volkswirt, der die heute im Fach gängigen Analyseinstrumente beherrsche, vergleichsweise einfach, Ehebruch als dynamisches Optimierungsproblem eines repräsentativen Ehemanns zu analysieren und dabei einen optimalen Zeitpfad der Untreue zu berechnen. Wer aber die Geldströme im Bankensektor mit netzwerktheoretischen Methoden untersuchen wolle, habe es ungleich schwerer.

Die VWL werde dadurch zu sehr auf die Mikroebene verengt. Viele wirtschaftliche Phänomene würden dabei übersehen; zum Beispiel bei Fragen, in denen es um die Koordination und das Koordinationsversagen verschiedener Akteure gehe. So unterstellen Makroökonomern gern, dass alle Menschen und Unternehmen gleich sind. Das macht die Modelle einfacher - dann reicht es aus, nur noch einen Akteur genauer zu analysieren, den "repräsentativen Agenten".

Doch dieses Vorgehen ist aus mehreren Gründen problematisch. Schließlich sind einzelne Menschen wie Unternehmen in Wirklichkeit extrem heterogen - und gerade diese Unterschiede sind es, die in der Realität wichtige ökonomische Prozesse treiben. Modelle mit einem repräsentativen Agenten können diese Phänomene nicht abbilden. Wer versucht, von einem repräsentativen Agenten auf das Gesamtsystem zu schließen, macht noch einen weiteren fundamentalen Denkfehler: Er übersieht, dass das Gesamtsystem oft mehr ist als die Summe seiner Teile.

Solche Trugschlüsse der Verallgemeinerung werden in der Volkswirtschaftslehre zu wenig beachtet. Paradox ist, dass die Wirtschaftswissenschaft in diesem Punkt nach der Großen Depression und vor einigen Jahrzehnten schon einmal weiter war: Der Kern der Forschung von John Maynard Keynes liegt darin, dass die Gesamtwirtschaft nicht so funktioniert wie einzelne Märkte und daher anders analysiert werden muss. In den 70er-Jahren kam es aber in der Wissenschaft in Mode, eine sogenannte "Mikrofundierung" der Makromodelle zu fordern.

Die Aussagen über die Gesamtwirtschaft müssten aus dem Verhalten der einzelnen Akteure hergeleitet werden, lautete das neue Credo. Weil aber die Volkswirte dies mit repräsentativen Agenten taten, unterliefen ihnen wieder die alten Denkfehler. Die besondere Ironie: Noch im Jahr 2004 bekamen zwei wichtige Vertreter dieser Form von Makroökonomie - Finn Kydland und der Amerikaner Edward Prescott - dafür den Wirtschaftsnobelpreis.

Kydland und Prescott sind nicht die einzigen Nobelpreisträger, deren Theorien durch die Krise in Zweifel gezogen werden. Ein weiteres Beispiel ist Robert Lucas mit seiner "Theorie der rationalen Erwartungen". Lucas postulierte, dass Individuen und Unternehmen Informationen effizient verarbeiten und sich ihre Erwartungen rational bilden. So elegant diese Theorie auch erscheinen mag, mit dem Verhalten von Menschen aus Fleisch und Blut hat sie nicht viel zu tun.

Nicht-Ökonomen wissen das intuitiv, und verhaltensorientierte Wirtschaftsforscher haben es in den vergangenen Jahren mit Hunderten von Experimenten wissenschaftlich belegt: Echte Menschen agieren häufig alles andere als rational, und ihre Erwartungen bilden sie erst recht nicht auf diese Weise.

Statt neu verfügbare Informationen systematisch auszuwerten und das Optimum aus ihnen herauszuholen, orientieren wir uns bei unseren Entscheidungen an einfachen Faustregeln und reagieren nur sehr träge auf neue Informationen.

In Deutschland hat die Finanzkrise eine noch grundlegendere Debatte über die richtige Ausrichtung

und Methoden in der Volkswirtschaftslehre ausgelöst. Einige Ökonomen, aber auch Unternehmer und Verbandsvertreter fordern eine Rückbesinnung auf die ordnungspolitische Tradition des Fachs. Diese Denkschule hatte in den 50er- und 60er-Jahren in Deutschland ihre große Zeit. Ökonomen, die in dieser Tradition stehen, postulieren, der Staat solle den Ordnungsrahmen schaffen, in dem sich dann Privatinitiative und Marktkräfte entfalten. Die private Vertragsfreiheit, Leistungsgerechtigkeit und die Garantie von Eigentumsrechten haben für sie hohe Priorität. Wichtig sei, dass sich die private Initiative in einer Wirtschaft voll entfalten könne - kontrolliert werde sie durch den Wettbewerb.

Ordoliberaler haben ein tiefes Vertrauen in die Stabilität der Marktwirtschaft. Sie sind überzeugt: Solange es keine Marktmacht gebe, die Eigentumsrechte garantiert seien und die private Haftung gewährleistet sei, funktioniere der Preismechanismus so gut, dass der Staat in einer Marktwirtschaft nicht direkt in das Marktgeschehen eingreifen müsse.

So sehr sich die Ordnungspolitik und die neoklassische Makroökonomie in ihren Methoden unterscheiden - mit Blick auf ihr Grundvertrauen in das frictionslose Funktionieren der Märkte sind beide Ansätze nicht weit voneinander entfernt.

So basiert zum Beispiel die Argumentation Walter Euckens implizit auf der Annahme des perfekten Marktes. Wenn aber nur kleine Abweichungen von den Annahmen bestehen, funktioniert das Spiel von Angebot und Nachfrage bei weitem nicht mehr so effizient. Wann und unter welchen Umständen das auf realen Märkten der Fall ist, welche Instrumente die Politik zur Korrektur hat und wie diese wirken - all das kann man nicht mit ordnungspolitischen Grundsatzdiskussionen beantworten.

Dafür braucht es eine fundierte theoretische Grundlage und verlässlicher Methoden, um die Effekte in der Realität so genau wie möglich zu messen. Viele der gängigen makroökonomischen Modelle offenbaren zwar große Schwächen. Die Schlussfolgerung daraus kann aber nicht sein, in Zukunft gar keine Modelle mehr zu verwenden. Die Ökonomen haben eine Aufgabe: Sie müssen bessere entwickeln.

Link zum Artikel: <http://www.handelsblatt.com/politik/nachrichten/das-systemische-versagen-der-oekonomen;2464716>

© 2009 ECONOMY.ONE GmbH - ein Unternehmen der **Verlagsgruppe Handelsblatt GmbH**

Verlags-Services für Werbung: www.iqm.de (Mediadaten) | Verlags-Services für Content: [Content Sales Center](#) | [Sitemap](#) | [Archiv](#)

Powered by [Interactive Data Managed Solutions](#)

Keine Gewähr für die Richtigkeit der Angaben. Bitte beachten Sie auch folgende [Nutzungshinweise](#), die [Datenschutzerklärung](#) und das [Impressum](#).